



Ideale Gemeinschaft der sich selbst bildenden Geister: „Weimar 1803“ (Druck nach dem Gemälde von Otto Knille, Wilhelm von Humboldt steht rechts neben Goethe)

Foto AKG-Images

Öffentliche Erziehung scheint mir daher ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muß.“ Diesen Satz konnte man im Novemberheft der „Berliner Monatsschrift“ des Jahres 1792 lesen. Er war eingebettet in ein Rasonnement, wonach staatliche Erziehung Normierung und Uniformität hervorbringt. Wahre, individuelle Bildung sei nur im Bereich der Familienerziehung oder in freien Unterrichtsanstalten denkbar. Die Entwicklung des menschlichen Ich („du moi humain“) soll der Staat zwar sichern, doch werde ein Lehrer effektiver arbeiten, wenn er vom Lernenden direkt bezahlt würde, als wenn der Staat ihn belohne. Den letzten Gesichtspunkt steuert, französisch zitiert, der Graf Mirabeau mit seinem Diskurs über die Nationalerziehung von 1791 bei, ebenjener Präsident der Nationalversammlung, dem Kleist seine „Allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ ablauschen wird.

„Ueber öffentliche Staaterziehung“ hieß der zehnteilige Text. Er ist eines von drei Bruchstücken aus einem größeren Werk, das der Autor demnächst publizieren würde. Der Titel: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“. Der Autor: „W. von Humboldt“. Er ist ein preußischer Jurist, fünfundzwanzig, mit dem Titel eines Legationsrats derzeit aus dem Staatsdienst beurlaubt. Aus seiner Meditation über staatliche Erziehungsgewalt erstet ein herrschaftsfreies Reich der Bildung. Das widerspricht stracks dem Preußischen Allgemeinen Landrecht. „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staats, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben“, heißt es da. Die Schulpflicht sollte mit dem fünften Lebensjahr beginnen, die Lehrer des lateinischen Bildungswesens als Staatsbeamte fungieren, häuslicher Unterricht behördlich genehmigt werden.

Zwar traten diese Bestimmungen erst 1794 in Kraft, doch schon zuvor waren sie öffentlich diskutiert worden. Sie gehören zur ersten Welle einer Verstaatlichung, die etwa 1760 einsetzte, als katholische Regierungen begannen, das lateinische Schulwesen der Jesuiten zu nationalisieren und zu modernisieren. An die hundert Schulordnungen sorgten in den folgenden Jahrzehnten für eine mehr oder weniger strikte Staatsaufsicht in vielen deutschen Ländern.

Die zweite Welle der Verstaatlichung von 1803 bis 1815 folgte auf die Raubzüge, in denen sich die Mitglieder des Heiligen Römischen Reiches einvernehmlich Reichsstädte, Kirchenprovinzen und Klöstergüter aneigneten. Obgleich inzwischen um die Hälfte verkleinert, demilitarisiert und französisch besetzt, begann auch der preußische Staat nach 1808, das Unterrichtswesen zu modernisieren. Die Leitung übernahm Wilhelm von Humboldt als Chef der Sektion für Kultus und Unterricht im Innenministerium von Februar 1809 bis Juni 1810.

Der Widerspruch zu seinen früheren Ansichten gibt Bildungshistorikern ein Rätsel auf. „Humboldt, der liberalste Kultusminister, ist von einem Prüfungsfanatismus erfüllt, den man schwer begreift“, schrieb Eduard Spranger 1910. Tatsächlich setzt sich Humboldt 1792 für absolute Bildungsfreiheit ein, 1809 dagegen für Schulbehörden, Lehrstoffverteilung, Staatsprüfungen von Lehrern und Schülern. Er spielt also eine herausragende Rolle in dem Prozess, in dem sich Bildungseinrichtungen zu Prüfungsanstalten entwickelt haben. Vielleicht hat er uns nicht nur die Einheit von Lehre und Forschung vermagt, sondern auch seinen Selbstwiderspruch? Falls es einer ist.

Humboldts Essay schildert eine Gesellschaft von Individuen, die sich zur Höhe der Menschheit bilden – eine Gesellschaft von lauter Humboldts, wie ein freundlicher Spötter meinte. Der Staat, ihre Randbedingung, muss dieser Gesellschaft den Freiraum sichern, und nur dadurch ist er sinnvoll. In unvermeidbaren Kriegen kann er die Bürger zum Waffendienst verpflichten, im Frieden ist er präsent in Recht und Gesetz. Doch in die Wirtschaft („das physische Wohl“), in Religion, Sitten, Ausbildung darf er sich nicht einmischen. Wollte der aufgeklärte Absolutismus für die Glückseligkeit seiner Untertanen sorgen, so plädiert Humboldt für Selbstständigkeit

Die anarchische Modernität Wilhelms von Humboldt

Wissenschaft mit Charakter: An Wilhelm von Humboldts Liberalismus kann sich die Universität heute noch aufrichten. Von Heinrich Bosse

der Bürger, die in der Ausbildung ihrer eigenen Kräfte ihr Glück finden und zusammen die Gesellschaft ausmachen. Frieden und Recht, das ist genug Staat.

Von Humboldts „Staatschrift“ erschien noch ein weiteres Bruchstück in Schillers „Neuer Thalia“, 1792. Der ganze Text wurde erst 1851 publiziert, begrüßt als Manifest des Liberalismus. Wirtschaft und Wirtschaftspolitik fehlen ausdrücklich darin. Dass die Arbeit des Menschen in der Moderne „mit zur Waare“ wird, sah Humboldt auch, aber nur unter dem Gesichtspunkt der Besteuerung. Sein Staat hat noch weniger zu tun als der Staat des Adam Smith, dem immerhin öffentliche Aufgaben (Bauten, Verkehr) und die Alphabetisierung der Armen zu besorgen blieben.

In seiner Grundschrift des Liberalismus, der „Enquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ (1776), definiert Smith die menschliche Gesellschaft als eine der Arbeitenden. Weil sie die Arbeit aufteilen, können Menschen Überschüsse erzielen, die ihrerseits Welten von Angebot und Nachfrage produzieren, die in ihren Rückkopplungen den Wohlstand vermehren. Staatliche Interventionen könnten das sich selbst regulierende System nur stören.

Natürlich betrieben die aufgeklärten Staaten Wirtschaftspolitik, um ihre Einkünfte zu steigern, praktisch durch Privilegien und Policy-Gesetze, theoretisch in den Schriften zum Merkantilismus. Wenn nun Humboldts Gesellschaft der sich selbsttätig Bildenden ohne Produktionsprozesse auskommt, so wäre zu fragen: Was ist daran realistisch? Was ist idealisiert?

Die Bildungsverhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts entsprechen einigermaßen Humboldts Entwurf. Vor der Verstaatlichung war derjenige für eine Schule verantwortlich, der sie gegründet hatte, rechtlich gesehen, der Patron und seine Nachfolger. Das mochte ein Landesherr gewesen sein, die Kirche, ein Kloster, eine Kommune oder auch ein Menschenfreund. Das Bildungswesen, das so entstand, differenzierte sich nicht horizontal und vertikal wie heute, sondern nach Ständen. Das lateinische Bildungswesen war zuständig für den Lehrstand, also die Ausbildung der Geistlichen und Akademiker. Es umfasste Universitäten und Gelehrtschulen mit Zwischenformen, weitgehend ohne Abschlusszeugnisse. Das muttersprachliche Bildungswesen war zuständig für den Nährstand, für Bürger und Bauern.

Zwischen beiden vermittelte ein freier Bildungsmarkt, auf dem man lernen und lehren konnte, was man wollte oder was man brauchte, um eine Arbeitsstelle zu erhalten. Auch die Schulen waren nur Anbieter auf diesem Markt, denn der Kunde, das heißt der Hausvater, war berechtigt, die Ausbildung seiner Kinder nach seinem Ermessen zu bestimmen, sie daheim zu unterrichten oder auch gar nicht, wenn sie zur Arbeit gebraucht wurden. Die Hälfte aller derer, die lesen lernten, lernten es im Elternhaus.

Dieser Markt begünstigt das Selbstlernen, sei es aus Büchern, sei es, indem man sich Lernziele, Helfer und Lernsituationen nach eigenen Kräften zusammenstellt. Er ist es auch, dem wir den Begriff der Selbstbildung verdanken. Tatsächlich war es ein Theologe, der als Erster davon sprach. In seiner Rezension (1754) von Lessings Einakter „Die Juden“ fand Johann David Michaelis den anonymen Reisenden so vollkommen gut und edelmütig gebildet, dass es undenkbar sei, wie unter den jüdischen Lebensbedingungen der Zeit „ein solches edles Gemüt sich gleichsam selbst bilden könne“. Gleichsam, denn das ist neu, dass sich die autodidaktische Praxis auf die gan-

ze Persönlichkeit auswirken soll und damit Selbstbildung bewirkt.

Lessing erwidert, sein Jude sei reich, könne sich also seine Freizeit frei gestalten, dazu lese er Bücher und reise. Das sind die klassischen Mittel der Selbstbildung, die ja mehr umfasst als bloßes Wissen, nämlich Lebensart, Ausdrucksfähigkeit und ein gutes Herz. Dazu zitiert Lessing aus einem Brief von Moses Mendelssohn an den jüdischen Arzt Aaron Gumpertz, dieser sei ein Beispiel dafür, „wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich in den Rang der größten Männer erheben können“. Und schließlich, so Lessing, ist Mendelssohn selber „wirklich ein Jude, ein Mensch von etlichen zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie, eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an“.

Selbstbildung ist der vielleicht beste Weg, um sich von Vätern und Lehrern zu emanzipieren, um anders und anderes zu lernen, als sie für nötig halten. Dieser Weg durchkreuzt Standes- und Bildungsgrenzen, ohne sie aufheben zu können. Er ist anarchisch, auf eine beunruhigende Weise paradox. In den Kreisen der Gebildeten wird Selbstbildung umgehend zu etwas, das man hat („Alles, was man wissen muss“), nicht, was man tut. Innerhalb der Bildungseinrichtungen wird Selbstbildung zu einem didaktischen Problem und bleibt es. Auch Humboldt wird es zu lösen suchen.

Sicher ist immerhin, dass er den Lehr- und Lernmarkt des Ancien Régime voraussetzt. Das belegen nicht nur die Zitate von Mirabeau, das verrät auch der Eintritt in den Beruf: „Der so gebildete Mensch müßte dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen.“ Der so gebildete Mensch ist beispielsweise Wilhelm von Humboldt, der so wenig wie sein Bruder oder Goethe oder Mozart jemals eine Schule besucht hat, der von Elitelehrern eher angeleitet als unterrichtet wurde, der in Frankfurt an der Oder und Göttingen das studierte, was ihn interessierte, und der seine Studien nicht „abbrach“, sondern höchstpersönlich beendete. Zweifach zur Aufnahme in den Staatsdienst geprüft, verrichtete er ihn kurze Zeit, trat halbwegs aus und prüfte nun den Staat hinsichtlich seiner Selbstbildungstoleranz.

Schiller gegenüber gesteht Humboldt: Er hat ein Ideal ausgearbeitet. Was ihm vorschwebt, ist die idealisierte Bildung der Griechen. Ein gleichfalls ungedruckter Aufsatz über das Studium des Altertums (1793) rühmt deren Vorzug, dass sie auch als Erwachsene noch ihre Kindheit bewahrt haben. Sie können sich frei zu souveränen Menschen ausbilden, weder Religion noch Moral noch Nützlichkeitsgedanken dominieren ihre Kultur, so dass, was sie Tugend nannten, „überhaupt nach den Ideen von Schönheit und Liberalität bestimmt wurde“. Humboldt spricht aus, dass diese schöne Bildung auf der Arbeit der Sklaven beruhte. Die von der Arbeit deformierten Körper griechischer Bananen- oder Töpfer, Fischhändler, Bildhauer, nimmt er nicht in den Blick.

Das Abendland verachtet die Lohn- und Handarbeit. Und diese Herabwürdigung, deutlich auch zwischen Lehrstand und Nährstand, kehrt wieder, wo es um Menschenbildung versus Berufsausbildung geht. Als Schiller 1789 seine Vorlesung über die Universalgeschichte hielt,

bestimmte er sie für Studenten, die vorhätten, philosophische Köpfe zu werden, nicht aber für die Brotgelehrten, die an ihre Berufsqualifikationen dachten. Humboldt selbst berichtet in einer autobiographischen Skizze, mit zwölf Jahren hätten ihn die Griechen jene Selbstbeherrschung gelehrt, die es ihm erlaubte, so viel wie möglich von der Welt aufzunehmen, ohne sich mit ihr zu identifizieren. Sie haben ihn gelehrt, souverän zu werden und zu bleiben. Auch vielen seiner Zeitgenossen haben die Griechen mit ihrer Anmut zugleich die Arroganz der Bildung verlehrt gemacht.

Im Jahr 1809 gibt es Bildung für alle, staatlich garantiert. „Jeder, auch der Aermste, erhielt eine vollständige Menschenbildung, jeder überhaupt eine vollständige, nur verschiednen begränzte Bildung“, schreibt Humboldt in seinem Königsberger Schulplan. In seiner Pariser Zeit, 1797 bis 1801, hatte er die Personen, Gedanken und Texte der Revolution näher kennengelernt, auch weitere Nationalerziehungspläne, die nach der Aufhebung

und so funktioniert: Der Elementarunterricht sorgt durch seine Lehrer für die elementaren Kulturkompetenzen, im Schulunterricht wird das Lernen des Lernens gelernt, indem sich der Lehrer überflüssig macht, der Universitätsunterricht kennt weder Lehrer noch Lernende, sondern nur noch erfahrene und unerfahrene Forscher. Unter Humboldt wird das Lernen verstaatlicht, das Selbstlernen erhöht zum Bildungsziel. Natürlich gibt es weiterhin Autodidakten, doch ihre Praxis ist marginalisiert, eine Sache für kleine Kinder, Außenseiter – und Bildungsreformer. Selbstlernen und Selbstbildung sind reserviert für die Wissenschaft. Den Schülern werden sie versagt, den Studenten gönnt: „Der Schüler ist reif, wenn er so viel bei andern gelernt hat, dass er nun für sich selbst zu lernen im Stande ist.“

Keine Reifeprüfung hat dies schöne Kriterium jemals zugrunde gelegt, denn das Bildungsziel der Schule fällt zusammen mit dem Bildungsziel der Universität. Das Lernen des Lernens, sagt Schleiermacher in seinen „Gelegentlichen Gedanken über

tung unter modernen Verhältnissen. In der Universität wird Selbstbildung sozialisiert.

Schon die frühe Staatschrift von 1792 wollte, „dass die mannigfaltigste Individualität, die originellste Selbstständigkeit mit der gleichfalls mannigfaltigsten und innigsten Vereinigung mehr Menschen neben einander aufgestellt würde – ein Problem, welches nur die höchste Freiheit zu lösen vermag.“ Als Ort des gemeinsamen Nachdenkens und des wissenschaftlichen Gesprächs bietet die Universität den besten Raum dafür. Dort findet sich das geistige Leben der Menschen von selbst: „Auch so würde Einer für sich grübeln und sammeln, ein andrer sich mit Männern gleichen Alters verbinden, ein Dritter einen Kreis von Jüngern um sich versammeln“. Der einsame Autor, die Akademie, die Universität.

Wie viele heutige Wissenschaftler und Manager nahm auch Humboldt an, dass die Forschung außerhalb der Universität gut aufgehoben ist, am besten in den Akademien. Traditionsgemäß waren sie es, die die Wissenschaften voranbringen sollten – aber auch die Universitäten können nicht umhin, sie auf ihre Art zu erweitern, fügt Humboldt hinzu. Ihre Art, das ist die Gemeinschaft der Forschenden, der forschende Student und der forschende Professor, der allenfalls leitet. Im „Forschen“ verbirgt sich, was Humboldt ausklammert – die Arbeit. Wissenschaftliches Arbeiten ist unaufhörliche Arbeit.

Indem die Studenten wissenschaftlich unaufhörlich arbeiten, bilden sie sich selbst und bringen zugleich die Wissenschaft voran. Aber wie sie lernen, wissenschaftlich zu arbeiten, die Ausbildungsfunktion – die hat Humboldt den Schulen zugeschoben. Die ehemalige Aufnahmeprüfung der Universitäten wird zum Schulabschluss. Von Prüfungen überhaupt hält Humboldt die Universität frei. Alle Examen übernimmt der Staat, auch das von Humboldt selbst eingerichtete für künftige Gymnasiallehrer. Vor allem das Wirtschaftliche besorgt der Staat: Personal, Gebäude, Finanzen. Er schützt das Wissens-System nach außen, aber auch nach innen vor seiner eigenen Degeneration. Die Universitätswissenschaft ist ein System, doch sie kann sich nicht vollständig selbst regulieren wie etwa die kapitalistische Wirtschaft des Adam Smith.

Erst in der maximalen Geistesfreiheit kann eins werden, was zwei ist: subjektive Selbstbildung des Charakters und objektiver Fortschritt der Wissenschaft. Notwendig dafür ist die Energiedifferenz zwischen älteren und jüngeren Männern. Der Erfahrene würde jüngere Männer geradezu aufsuchen müssen, „wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten“, um seine einseitig gewordene Kraft mit der unverbrauchten Lebhaftigkeit der Jüngeren aufzufrischen. Im absichtslosen Zusammenwirken, wie Humboldt sagt, in Rückkopplungen, wie wir sagen würden. Auf diese Weise erzeugt das Energiesystem des Wissen-Wollens einen kulturellen Fortschritt, der human und wissenschaftlich zugleich ist.

Erst solch ein gedoppelter, eigentlich anthropologischer Fortschritt des „moi humain“ macht das Besondere der Universität aus. In seinem Fragment „Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Lehranstalten in Berlin“ sieht Humboldt diese Anstalten als den Gipfel, in dem alles, was für die moralische Kultur der Nation geschieht, zusammenkommt. Auch Philosophie und Kunst, das sagt er ausdrücklich, werden mit dem wissenschaftlichen Fortschritt zusammenhängen.

Das alles hat sich geändert, seitdem die von Humboldt übersehene Wirtschaft Forschung und Ausbildungen weitgehend bestimmt. Der Urknall des Abiturs hat Prüfungen über Prüfungen, Zertifikate über Zertifikate in die Welt gesetzt. Für Humboldt war der Staat die Modernisierungsmacht, für uns ist es die Wirtschaft. Dazu haben sich mit dem Internet die Möglichkeiten des Selbstlernens bis ins Unendliche vervielfacht. Und doch ist Humboldts Wunsch nach einer „freiesten, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten Bildung des Menschen“ (1792), auch unter wirtschaftlichen oder digitalen Verhältnissen, noch immer ein Gedanke von funkelnder Anarchie. Halten wir ihn fest.

Heinrich Bosse ist Literaturwissenschaftler in Freiburg.



Wilhelm von Humboldt im Ornat des preußischen Ministers

Foto Rainer Wohlfahrt

aller privilegierten Einrichtungen das Bildungswesen neu ordnen sollten. Solch eine Modernisierung unternimmt Humboldt seinerseits als philosophischer Gesetzgeber für Preußen.

Bildung ist für alle da, sofern sie vom Arbeitsleben ferngehalten und altersgerecht dosiert wird. Statt der üblichen sozialen Differenzierungen, etwa in Bauern-, Bürger- und Gelehrtschulen, entfaltet Humboldt, „philosophisch genommen“, die Logik des Unterrichts. Sie ist zugleich eine Logik der Selektion: Elementarunterricht unentgeltlich für alle, Schulunterricht für viele, Universitätsunterricht für wenige. Im Rechenunterricht etwa wäre zu wünschen, dass man nicht mit Talern und Dukaten rechnen möchte, sondern mit den reinen Zahlen. Das Bildungswesen, das so wenig wie möglich „ins Leben“ eintaucht, soll als ein System für sich funktionieren.

Universitäten in deutschem Sinn“ 1808, sei im Lauf des Studiums eigentlich nur ein Moment, ein Akt, in dem man sich „das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen“ für sein weiteres Leben aneignet.

Die Hochschuldiktator um 1800 haben sich auf dieses Ziel hin Gedanken gemacht, wie gute Vorlesungen beschaffen sein müssten oder wie man Gespräche, schriftliche Arbeiten und Prüfungen in den Bildungsprozess integrieren könne. Aber für Humboldt, wahrlich kein Hochschuldiktator, war das „Collegienhören“ eigentlich nur Nebensache. So konnte oder wollte er für die Bildung durch Wissenschaft weder ein Bildungsziel noch einen Abschluss benennen. Er verließ sich auf seine eigene Ausbildung. Da er an den Griechen gelernt hat, sich zum souveränen Menschen auszubilden, ist die Universität für ihn gleichsam eine griechische Veranstal-